

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

352 (20.12.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

„Sei gesegnet!“

Eine indische Legende von Henrik Sienkewitsch.
Deutsch von M. Behmertny.

In einer hellen Mondnacht sah der große und weise Krishna in tiefe Gedanken versunken; nach ihm rief er aus: „Ich glaube, der Mensch sei die herrlichste Schöpfung der Erde, doch ich irrite mich! Dort sehe ich die Lotusblume, vom leichten Abendwind bewegt. O, um wieviel schöner ist sie als andere lebende Wesen! Kaum, daß ihre Blütenblätter sich vor dem strahlenden Morgenhauch entfalten — und dennoch kann ich den Blick von ihr nicht abwenden. . . . Nein, die Menschen haben nichts Lieblicheres aufzuweisen!“

Nach einem Augenblick sagte er jedoch sinnend: „Sollte mir, einem Gott, nicht das Zauberwort im Gebote stehen, um ein Wesen zu schaffen, das unter den Menschen das wäre, was die Lotusblume unter den Pflanzen? Ja, so sei es, zur Freude der Erde und der Menschen! Lotus, verwende dich in ein junges Mädchen und siehe vor mir!“

Leicht kränzelte sich die Welle, wie von einem Schwalbenflug berührt; die Nacht wurde heller, der Mond schien noch leuchtender am Himmel, lauter sangen die Nachtvögel, dann verhallten sie.

Der Zauber vollzog sich: Vor dem Gott Krishna stand die Lotusblume in menschlicher Gestalt.

Der Gott mußte sie staunend bewundern. „Du warst die Blume des Sees“, sprach er, „jetzt von nun an die Blume der tiefen Meeres-ebenen und meiner eigenen Worte.“

Und das Mädchen begann zu schlüpfen, so leise wie die weißen Lotusblätter schlüpfen. Wenn der sommerliche Zephyr sie küßt: „Du Weiser, du verwandeltest mich in ein lebendes Wesen; wo, beschließt du, daß ich wohne? Denke daran, erhabener Gott, daß ich als Blume meine Blätter schließen und zusammenhängen mußte, wenn der leichteste Windstoß sie nahte. Ich fürchte mich vor dem stürmenden Regen und dem Sturm, ich zitterte vor dem Donner und Blitz und auch vor den glühenden Strahlen der Sonne. Du gebotest, daß ich eine verkörperte Lotusblume werde, darum verschwand meine frühere Natur, aber jetzt fürchte ich mich vor der Erde und vor allem, was auf ihr lebt. Wo wünschst du, daß ich wohnen soll?“

Die Augen mit weitem Blick zu den Sternen erhoben, dachte Krishna nach und sagte: „Wirst du auf den Bergeshöhen wohnen?“

„Dort ist Schnee und Kälte zu Hause; ich fürchte mich.“

„Nun, oder auf dem Grunde des Sees, ich will dir dort einen Palast aus Kristall erbauen.“

„In der Tiefe des Wassers lebt die Schlange und anderes Gewürm; ich fürchte mich.“

„Wirst du die unendliche Steppe erwählen?“

„O, Weiser, die Windstöße und der Sturm jagen über die Steppe, wie wilde Horden.“

„Was sagst du denn mit dir an, mein verkörpertes Lotusblümchen? Ach, in den Felsgrotten von Elora wohnen die heiligen Einsiedler . . . Wirst du mit ihnen fern vom Geräusch der Welt leben?“

„Dort ist's dunkel; ich fürchte mich.“

Krishna setzte sich auf den Stein und sentte sein Haupt in die Hand. Wohl Jagen und Zittern stand das Mädchen vor ihm.

Zwischen begann der Himmel im Osten sich rot zu färben. Die Morgenröte vergoldete den Strand des Sees die Palmen und den Bambus. Die Fischweiber, die blauen Kraniche und weißen Schwäne, die Frauen und die Tiger im Walde stimmten einen Chor an. Laut erschalle das Echo einer menschlichen Stimme, begleitet von den Tönen der Saiten, die über eine große Perlmuschel gespannt waren.

Krishna stand auf und sagte: „Das ist der Dichter Balmiki, er begrüßt den Sonnenaufgang.“

Purpurne Fäden, von Lianen umschlungen, stellten sich über dem See, und an dem Ufer erschienen Balmiki.

Pflichtlich erblickte er die verkörperte Lotusblume, da hörte er auf zu singen, schlief sanft

die Perlmuschel aus seiner Hand zur Erde, seine Arme fielen willenlos an den Hüften herab und seine Zunge war gelähmt. Wie versteinert stand er da, als hätte ihn Krishna in einen Baum am Seegeflüde verwandelt.

Mit Freude bemerkte der Gott, wech' eine verblüffende Bewunderung sein Werk hervorzu- bringen vermochte.

„Ermanne dich, Balmiki, und sprich!“ sagte er. „Sag liebe“, kammelte der Dichter ganz leise. Auf das eine Wort nur konnte er sich wieder be- finden, und dies allein brachte er mühsam her- vor.

Krishnas Götterantlitz sprachte vor Vergnü- gen.

„Entzückendes Mädchen — ich habe eine wür- dige Heimstätte für dich gefunden: du sollst im Herzen des Dichters leben!“

„Sag liebe!“ . . . wiederholte Balmiki zum zweiten Male. So drängte der Wille Krishnas, der Wille der Gottheit, das Mädchen in das Herz des Dichters. Sein Herz aber machte der Gott so klar und durchsichtig wie Kristall.

Sankt wie ein Sommerküsschen, ruhig wie eine Welle des Ganges betrat das Mädchen den ihm bestimmten Zufluchtsort. Kaum blühte es tiefer in Balmikis Herz, als sein Antlitz erlebte und ein Schrecken es wie ein kalter Wind um- hüllte . . .

Krishna beunruhigte sich und sagte: „Fürchte dich denn auch das Dichtersherz, mein verwandel- tes Blümchen?“

„O, du Weiser“, entgegnete sie, „wo beliebt es dir, mich zu beherbergen? Hier in diesem Herzen entdeckte ich schnelle Vergänglichkeit und Gründe, von den wunderlichsten Wesen belebt. Und wiederum fürchte ich mich, o gnädiger Gott! Darum aber sprach der gute und weise Krishna: „Sei ruhig, mein verwandeltes Blüm- chen! Wenn im Herzen Balmikis noch kalter Schnee liegt, so sei du der warme Frühlings- hauch, vor dem er schmilzt, ist dort ein Abgrund, so sei du die Perle in der Tiefe, breiten sich über Steppen aus, so sei auf ihnen die Blume des Glücks; find dort düstere Felsenklüfte, so sei du ihr erleuchtender Sonnenstrahl . . .“

„Und — sei gesegnet!“ sagte Balmiki hinzu, der wieder seine Sprache erlangt hatte.

Allerlei.

Neue Haartrichter.

Von Beronika.

In dem trügerischen Wesen der glänzenden Haar- wellen liegen gewiss manche Eigenschaften des ewigweiblichen Liefers verborgen, als man gemein- sam agiert, und die Art und Weise, wie eine Frau ihr Haar ordnet, gewährt oft einen unheimlichen Einblick in ihren Charakter. Wie sich der ordnungs- liebende oder gar etwa pedantische Sinn in einer wohlgepflegten, korrekten Frisur kundgibt, so ver- rät ein nachlässig behandeltes Kopf mit oberfläch- lich gebürstetem, leichtem ungeordnetem Haar Reizung zu Gleichgültigkeit und mangelndem Schön- heitsfinn, lassen die jetzt so in gang und gäbe ge- wordenen puppenhaft zurechtgeräumten Köpfe mit dem glatt zurückgestrichenen, regelmäßig gewellten Haar und den unvermeidlichen Seitenlöcherchen auf einen Mangel an Persönlichkeit schließen. Wenn man in einem Theater oder Konzert diese schemati- sieren Frisuren beobachtet, könnte einen wirklich zuweilen Mitleid und Mangel überkommen. Ge- wisshill eine Frau sich der Mode gegenüber nicht abnehmend verhalten; ebenso wenig muß man aber blindlings nachahmen, was man an dieser oder jener „tonangebenden“ Stelle gesehen hat, beson- ders wenn es sich um Persönliches handelt, wie die Haartrichter.

Gerade die modernen Frisuren lassen trotz ihrer anscheinend so strengen Form den individuellen Anpassungsvermögen weiten Spielraum. In ihrem Grundcharakter neigen sie sich mehr und mehr dem altgriechischen Vorbild zu. Ohne künstlich aufge- baute Haarwülste und falsche Unterlagen läßt man die natürliche Kopfform zur Geltung kom- men; der halbwegs im Nacken oder noch höher ge- schlungene Knoten steht ab, wie bei den Hauptern hellenischer Göttinnen. Die Frisur kann über die Ohren geordnet werden oder auch deren untere Hälfte freilassen; sie kann mit oder ohne Scheitel

getragen werden, je nach Kopfform, Profil und Haarart. In jedem Fall ist die Einfachheit, die sie kennzeichnet, auch durch große Sparsamkeit in der Stellung zu beobachten. Neuerdings sieht man statt des Haarwulstes auch hier und da schon wieder breite, wellige Stiefeloden auftauchen, die besonders zu etwas eleganterer Abendkleidung einen guten Eindruck machen. Auch der Typ der Frisuren mit untergeordnetem Haar ist noch keines- wegs überlebt. Nicht mehr ganz so kraft zurück- gefahren, wie es eine Zeitlang üblich war, ist diese Haartracht besonders für ganz junge, weiche Ge- sichter recht lieblich, zumal wenn ein zierlicher Schmuck aus glattem oder verziertem Schilb- patt das Seine dazu beiträgt. Die Kunst ist hier, wie überall, die Forderungen der Mode mit der eigenen Persönlichkeit zu harmonischem Ausgleich zu bringen und nicht zwei Stirnlöcher rechts und links oder einen gerade emporstehenden Haarfisch zu tragen, nur weil das Frau X oder Frau Y klei- det. Läßt sich doch nirgends weniger Absolutes aufstellen, als gerade für die Haartracht — den abschließenden Rahmen für das Bild der Physiognomie.

Luftfeuchtigkeit und Wohlbedienen. Der Um- stand, daß die trockene Zimmerluft als den Atmungsorganen schädlich ansehend, veranlaßt viele Menschen, auf Oesen oder Heizkörpern Wasserflaschen aufzustellen. Weil sie leicht eine trockene Kehle bekommen, sobald sie sich längere Zeit im Zimmer aufgehalten haben, glauben sie, der allzu geringe Feuchtigkeitsgehalt der Luft sei hierfür verantwortlich zu machen. Inzwischen liegen hier ganz andere Ursachen zugrunde. Menschen, die an jenem „trockenen Gefühl“ im Hals leiden, behaupten oft, daß sie die Trocken- heit förmlich schmecken könnten. Diese Beobach- tung führt in vielen Fällen auf den wahren Grund der Sache. Gewöhnlich handelt es sich nämlich um nichts weiter, als eine Art von Trockendestillation der auf der Wärmeleitung befindlichen Staubteilchen. Dieser Staub, der in der Hauptmasse durch die Fenster hereinkommt, enthält Harzstoffe, die bereits bei ziemlich niedrigen Wärmegraden ausdestillieren.

Die Aufstellung von Verdunstungsschalen zur Bekämpfung des Trockenheitsgeföhls hat, wie erwiesen ist, in den allermeisten Fällen höchste Inangeführte Wirkung. Die Luft, die wir ausatmen, ist ja stets mit Feuchtigkeit gesättigt, und da Wasserdampf leichter ist als Luft, strebt sie in die Höhe, und das macht die Luft, die trockener die Luft ist. Je feuchter die Luft ist, desto schwe- rer entfernt sich also die ausgetatmete Luft vom Ausatmungsumkreis, und wenn auch diese ver- brauchte Luft an sich kein starkes Gift darstellt, so ist doch ihre schädliche Wirkung auf den Kör- per recht bedeutend und kann in gewissen Fällen die wichtigsten Funktionen des Körpers stören. Das ist ja auch eine wohlbekannte Erfahrung aus allen Fabriken, wo die Arbeit bei großer Wärme und hoher Luftfeuchtigkeit vor sich geht, wie bei Bäckereien, Walfabrikanten, Baumwoll- webereien, Geräben usw. In solchen Betrieben ermüden die Arbeiter sehr schnell, und die Lei- stungsfähigkeit ist beeinträchtigt. Welcher Feuch- tigkeitsgrad von hygienischen Standpunkt aus der beste ist, hängt von der Temperatur ab. In geheizten Räumen von 18 bis 20 Grad Wärme ist nach Professor Rubner ein Feuchtigkeitsgehalt von 40 bis 50 Prozent mäßigenswert, voraus- gesetzt, daß man sich dort in leichter Kleidung und bei unbenetzter Luft und körperlicher Ruhe aufhält. Das Trockenheitsgefühl in Räumen mit Zentralheizung ist oft nichts, als ein Reiz- anlass der Luftwege durch den Staub, der von den Heizkörpern aus in Bewegung gesetzt wird. Die Verdunstungsschalen machen freilich die Luft feuchter, vermehren sie jedoch keineswegs zu verbessern. Es ist daher das größte Gewicht darauf zu legen, Zentralheizkörper so zu ab- fettern wie möglich zu halten.

Der erste Mensch — ein Amerikaner. Bei der jüngsten amerikanischen Walfkampagne pflegte Roosevelt seine Reden durch kleine Anek- dotten zu würzen, die den Zweck hatten, solche Hörer, die für die trockenen politischen Erörte- rungen wenig Sinn hatten, zu fesseln, und die in der Tat auch ungleich kurzweiliger wirkten, als Roosevelts politische Reden. Unter diesen Anekdoten war auch folgende hübsche Geschichte,

die der Redner als Merkmal für das stark ent- wickelte Nasenbewußtsein des Amerikaners hin- stellte. Eines Tages — so erzählte Teddy — stellte ein Lehrer einem kleinen Schüler die Frage: „Wie hieß der erste Mensch?“ — „George Washington“, antwortete der Junge, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen. — „Unfinn“, erklärte der Lehrer, „wie kommt du darauf?“ — „Weil es in dem Sprichwort heißt: Er war der Erste im Kriege, der Erste im Frieden und der Erste in den Herzen seiner Landsleute.“ (First in War, first in Peace and first in the Hearts of his countrymen). — „Das ist ja sehr schön“, sagte der Lehrer, „aber nichtsdestoweniger ist und bleibt doch der erste Mensch Adam.“ — „Ja aller- dings“, erwiderte der stolze kleine Amerikaner verächtlich, „wenn Sie von Ausländern reden —“

Abschied von Jassy.

Merkt kam Bukarest. Au, Jassy, Liebe wohl, auch dich verlaß!
Burenweg bestaigt Pratiann
Abtaul der Aisenbahn.

Auf, ins Land der Russen;
Damit machne Schlussovan;
Raisen furt nach Petrogradul,
Ai, wie schadul — ai, wie schadul!

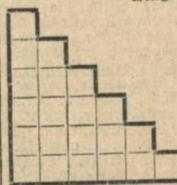
Jäder sieht halt, wo e' blaitul,
Dz nu lädt, ob bewaitul;
Singt beim Überfindovan
Lais ain Neueliedovan.

Stliche gähn auch noch Kiew,
Difer Abschied schmerzt uns küß.
Kins ist haite Karovan:
War'n me Dromedarovan.

Goitlich (im Tag).

Rätselcke.

Magisches Dreieck.



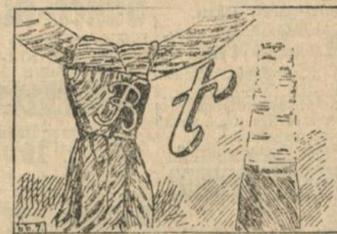
In die Felder des Dreiecks sind die Buchstaben AA, BB, DD, EEEE, II, NNNN, O, RR derart einzutragen, daß die drei Reihen und die vier waagrechten Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. vielgenannter französischer Staatsmann; 2. Feldzeichen; 3. Werbemittel; 4. ägyptische Gottheit; 5. Nebenfluß der Donau; 6. arabische Stadt; 7. weibliche Gestalt der griechischen Mythie.

Abstrichrätzel.

Linde, Brest, Glauben, Artus, Leder, Heer, Limmat.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an bellen- ger Stelle zu streichen. Die verbleibenden Buchstabengruppen bezeichnen in sinnigem Zusammenhang, was unsere Helven im Felde beson- ders zu Weihnachten erretet.

Bilderrätzel.



Auflösungen der Rätsel.

Abstrichrätzel: Einnahme von Konstanta. (Schein, Naie, Rahmen, Volk, Blanco, Eins, Erstante, Jabl.)
Ergänzungsrätzel. Don Frei, Bude, Seat, Sakt, Eobndischa.
Bilderrätzel. Ausbungerungsplan der Engländer.

Einheimische und ausländische Seifen- bäume und Pflanzen.

Von M. v. Rütgendorff.

Die Einschränkung der Seifenfabrikation und die daraus entspringende Notwendigkeit, an Stelle der Seife Ersatzstoffe zu gebrauchen, hat die verschiedensten Versuche zur Herstellung solcher Ersatzmittel veranlaßt. Unter den zahlreichen Mitteln, die als mehr oder minder vollwertiger Ersatz für die Seife angegeben werden, befindet sich auch die Nohkafanie, deren reife und unreife Früchte zerrieben und getrocknet, ein gutes und brauchbares Seifenpulver liefern. Außerdem kann aus den beim Entkernen des Kastanien- wehles im Wasser zurückbleibenden Stoffen ein Seifenersatzmittel gewonnen werden. Die Nohkafanie ist indes durchaus nicht der einzige Seifenlieferant, den die Natur darbietet, in ihrer nächsten Verwandtschaft kennt man vielmehr weit erziehbare, regelrechte Seifenbäume. Diese Pflanzenarten, die gleich der Nohkafanie der Pflanzenordnung der Esculinen angehören, innerhalb dieser aber eine eigene Familie, die der Sapindaceen bilden, finden sich ausschließlich in warmem Klima, im tropischen Amerika, Nord- afrika, Indien und China. Sie bilden Bäume, die bis zu zehn Meter hoch werden können, oder hohe Sträucher mit paarig oder unpaarig ge- fiederten Blättern und frisch- bis kastaniengroßen glatten, gelbgrünen oder braunen Früchten. Das dunkelgelblich-weiße Fruchtfleisch, das einen ölhaltigen Kern einschließt, erzeugt nach Behandlung mit Wasser oder Alkohol einen so harten Schaum, daß die Seifenfrucht für die Eingeborenen jener Länder längst einen wertvollen und ausschließ- lichen Ersatz für Seife darstellt. Alljährlich im Herbst erfolgt die Ernte, bei der man von einem

Baum, je nach seiner Größe, 25 bis 100 Kilo- gramm Früchte erhalten kann; der Baum bildet die Früchte von seinem vollendeten sechsten Lebensjahre an. Da sowohl der Anbau der Bäume wie auch der Herstellungsprozess der Seife aus der Frucht nur ganz wenige Auslagen erfordern, könnte die Industrie dieser Länder wohl manchen Nutzen aus den Bäumen ziehen; es scheint aber bis jetzt nicht dazu gekommen zu sein, da sich, wie gesagt, vorläufig nur die Eingeborenen der Seifenfrüchte bedienen. Vor etwa zehn Jahren ging man in Algerien allerdings einmal daran, Seifenbäume zur industriellen Ausbeutung im Großen zu ziehen; die Erfolge, vielleicht auch durch die vielen Kriessunruhen des Landes beeinträchtigt, entsprachen aber nicht den Erwartungen, und so haben denn die tropischen Seifenbäume noch immer eines fündigen Kopfes, der sich die „Natur- seife“ zunutze macht.

Unter den Pflanzen der deutschen Flora finden sich außer der Nohkafanie auch andere Seifenpflanzen. Zunächst das schon durch seinen Namen gekennzeichnete Seifenkraut (Saponaria officinalis), eine zu den Nelfengewächsen ge- hörende Pflanze mit kleinen rötlichen, jettener weißen, bisförmigen und bisweilen gefüllten Blüten, deren Wurzel im Wasser stark schäumt. Es blüht gern an sandigen Stellen, nahe an Fluss- ufern, manchmal, aber nicht allzu häufig auch in Gärten; eine hellrote Art des Seifenkrautes soll überhaupt nur an zwei Stellen Deutschlands vorkommen, und zwar nur in Bayern: bei Lin- dau und in der Mittelländer Gegend. Ihre ur- sprüngliche Heimat haben die Seifenkräuter in Südeuropa, namentlich in den Mittelmeerlän- dern, wo sie eine ziemlich artreiche Pflanzen- gruppe darstellen. Deutsche Seifenpflanzen sind ferner die dem Seifenkraut verwandten Gips- kräuter oder Gypsophyten. Ihre kleinen weißen oder rötlichen, in Sträußchen stehenden

Blüten und die zarten spärlichen Blätter geben den Pflanzen ein sehr zierliches Aussehen, das be- sonders eine Art der Gipskräuter, das ursprüng- lich aus den Steppen Ungarns und des westlichen Afrikas stammende und wahrscheinlich durch Ge- treideeinfuhr bei uns eingeschleppte Schletter- kraut (Gypsophila paniculata) zu einer reizvollen Schmuckpflanze macht, aus deren graziösen Rippen sich wunderhübsche und dauerhafte Sträuße bilden lassen. Auch bei den Gipskräutern, die gips- haltigen und sandigen Boden lieben, aber eigentlich ziemlich selten angetroffen werden, liefert die Wurzel ein kräftig schäumendes Waschmittel. Das sarte, schöne Schleierkraut wurde seinerzeit sogar im Kreise Bodenallage eigens angebaut, da sich die Wurzel zur Wollwäscherei besonders gut eignet. — Von einer nordafrikanischen Saponaria wird die in kleine Stücke geschnittene Wurzel als ägyptische Seifenwurzel in den Handel gebracht.

In ihren Wurzeln bergen endlich auch die den Seifenkräutern und dem Gipskraut verwandten Lichtnelken (Lychnis) Spuren von Saponin, wie der schaumergende Stoff genannt wird, ferner auch die Kreuzblume (Polygala) und die Spierstaude (Spiraea). Eine tropische Form der Spierstaude ist der bekannte Dullaja- baum, ein besonders typischer Seifenbaum Südamerikas, dessen jophonhaltige Rinde denn auch sehr viel zum Reinigen von empfindlichen Woll- oder Seidenstoffen benützt wird. Wie die Sage erzählt, sollen die Lichtnelken aus einem weggeschütteten Bodenwasser der Apfrodite ent- standen sein und deshalb den reinigenden Stoff in ihren Wurzeln führen.

Es ist übrigens nichts Neues, wenn wir uns heute gelegentlich eines Seifenersatzes aus der Pflanzenwelt bedienen, denn in jenen Zeiten, als man die Seife in dem uns geläufigen Sinne überhaupt noch nicht kannte, blieb unseren Vor- vätern ja auch nichts anderes übrig, als vegeta-

bilische Waschmittel zu benutzen. Ob und inwie- fern sie das getan haben, wissen wir allerdings nicht sicher, nur das steht ziemlich fest, daß schon die Germanen, wenn nicht die Etrusker, so doch bereits die Hersteller einer wirklichen Seife waren, da schon im 2. Jahrhundert nach Chr. ein römischer Arzt ausdrücklich von deutscher Seife spricht. Als pflanzliche Waschmittel verwendeten die Römer vielfach Kleie und Bohnenmehl.

Kriegshumor.

Aus der „Deutschen Kriegszeitung“ von Baro- nowitsch:

Ein Berliner, der aus dem Osten kommt, ist zum erstenmal an der Westfront. Seine Kameraden sind neugierig, was er beim ersten Trom- melfeuer sagen wird. Der große Augenblick ist da, die Franzosen feuern aus allen Kalibern, was die Rohre hergeben. Eine Weile bleibt der Berliner stumm, dann sagt er: „Is det alles?“

* Aus dem „Simplicissimus“:

Unlängst traf ich auf einem kurzen Heimat- urlaub meinen alten Freund Mikuleit, einen biederen Matrosen, der mir beim willig gespen- deten Glaie Pilsener von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen anhub:

„Gehtentlich, was der Krieg für eine Wir- kung auf die Menschen ausübt. Meine Frau, zum Beispiel, hat jetzt den Backstummel. Se socht alles ein. Meinen Schwiegervater schickt mir manchmal 'n paar Hahnen aus Nipreßen. Auf 'n Tisch kommt nie einer. Aber neulich hatte ich was im Keller zu tun. Flehlich job's 'n Knoll, um ible Diste fliegen auf. „Was is 'en nu los“, frag' ich meine Alte. „Nicht is los“, sagt se. „s is bloß widder 'en Haje apflobiert.“

